

Jan-Holger Kirsch

Datenmüll und Infosmog. Über einige Hindernisse
(kultur)wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns heute

<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.1088>

Reprint von:

Jan-Holger Kirsch, Datenmüll und Infosmog. Über einige Hindernisse
(kultur)wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns heute,
in: Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien, Nr. 32/33 (2004), S. 9-18

Copyright der digitalen Neuausgabe (c) 2017 Zentrum für Zeithistorische Forschung
Potsdam e.V. (ZZF) und Autor, alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk wurde vom
Autor für den Download vom Dokumentenserver des ZZF freigegeben und darf nur
vervielfältigt und erneut veröffentlicht werden, wenn die Einwilligung der o.g.
Rechteinhaber vorliegt. Bitte kontaktieren Sie: <redaktion@zeitgeschichte-digital.de>



Zitationshinweis:

Jan-Holger Kirsch (2004), Datenmüll und Infomog. Über einige Hindernisse
(kultur)wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns heute, Dokserver des Zentrums für Zeithistorische
Forschung Potsdam,
<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.1088>

Ursprünglich erschienen als Jan-Holger Kirsch, Datenmüll und Infomog. Über einige
Hindernisse des (kultur)wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns heute, in: Potsdamer Bulletin für
Zeithistorische Studien, Nr. 32/33 (2004), S. 9-18

DATENMÜLL UND INFOSMOG
Über einige Hindernisse (kultur)wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns
heute

Jan-Holger Kirsch

In diesem Beitrag geht es nicht um (zeit)historiographische Inhalte oder Methodenprobleme im engeren Sinne.¹ Das Augenmerk soll vielmehr bestimmten Bedingungen gelten, die das Umfeld der Forschung ausmachen. Das abgebildete Trüffelschwein und wir Wissenschaftler haben zumindest eines gemeinsam – die Fülle potentiell relevanter Informationen für unser jeweiliges Fachgebiet übersteigt die Aufnahmefähigkeit bei weitem. Der Literaturwissenschaftler Harald



© Greser & Lenz

1 Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags beim „Akademietag“ der Universität Witten/Herdecke am 25. Januar 2002. Für viele hilfreiche Anregungen danke ich Joachim Landkammer (jetzt Zeppelin University Friedrichshafen). Der Titel stammt von David Shenk, *Datenmüll und Infosmog. Wege aus der Informationsflut*, München 1998. Das Interesse am vorliegenden Thema ergab sich zunächst aus Erfahrungen während der Arbeit an meinem Disserationsprojekt zum „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“; durch meine gegenwärtige Tätigkeit im Rahmen des Projekts „Zeitgeschichte-online“ (<http://www.zeitgeschichte-online.de>) hat sich dieses Interesse noch einmal vertieft.

Weinrich hat das Problem folgendermaßen skizziert: „Wer heute, etwa als junger Wissenschaftler, in das Unternehmen Forschung eintritt und dabei auch das Handwerk der Informationsbeschaffung gelernt hat, sieht sich alsbald, und zwar in ausnahmslos jedem Fach und bei fast jedem Thema, einem so überwältigenden Informationsangebot gegenüber, daß er Jahre braucht, um diesen Informationsberg zu erklimmen. Oben angekommen, wo sein eigenes Suchen und Forschen beginnen könnte, muß er feststellen, daß inzwischen, während er den ‘Stand der Forschung’ erarbeitet hat, längst wieder andere Berge von Materialien, die zur Kenntnis genommen werden wollen, nachgeschoben worden sind. Denn Hunderttausende von Wissenschaftlern produzieren eben Millionen von Büchern, Zeitschriftenaufsätzen und anderen Datenangeboten, die unabsehbar weit über die Kapazität eines einzelnen Menschen hinausreichen.“²

In einem ersten Schritt werde ich dieses Phänomen näher charakterisieren. Dabei ist allerdings einem verbreiteten Eindruck entgegenzutreten: Die Informationsflut ist nicht erst mit digitalen Speichermedien wie dem Internet aufgekommen, sondern resultierte – auf niedrigerem Niveau – bereits aus der Erfindung des Buchdrucks. „Wissenschaftler haben sich schon immer in einer Welle der Literatur ertrinken sehen“, schreibt der Soziologe Peter Weingart mit Recht.³ Als zweiter Schritt ist deshalb ein kleiner geschichtlicher Exkurs sinnvoll. Im dritten Schritt wende ich mich wieder der Gegenwart zu und frage, welche Bewältigungsstrategien für den Umgang mit großen Informationsmengen es heute geben könnte.

Die Argumentation konzentriert sich auf die Lage der Kulturwissenschaften, weil ich die Forschungspraxis der Naturwissenschaften nicht selbst beurteilen kann. Einige Nachfragen bei Naturwissenschaftlern haben ergeben, daß diese Disziplinen anscheinend über leistungsfähigere Wege der Fachinformation verfügen, d.h. über klarer geordnete Abstract-Datenbanken und andere Aufmerksamkeitsfilter. Hinzu kommen unterschiedliche „Publikationskulturen“: Die Veröffentlichung erfüllt in den Naturwissenschaften vornehmlich den Zweck, das zuvor Erforschte zu dokumentieren. Maßgeblich ist die Aufsatzform, wobei digitale Publikationen ebenso akzeptiert sind wie gedruckte. In den Kulturwissenschaften hingegen ist das Schreiben ein Hauptelement der Forschung selbst. Die höchste Anerkennung genießen Monographien in Buchform, gefolgt von Aufsätzen in Zeitschriften und Beiträgen in Sammelbänden. Das digitale Publizieren findet erst allmählich größere Beachtung; noch bildet es eher eine Ergänzung als eine Alternative zum gedruckten Schrifttum. Unter dem hier gewählten Gesichtspunkt der Informationsflut kann man dennoch eine Gemeinsamkeit der unterschiedlichen Wissenschaftszweige feststellen – viele Studenten und Doktoranden, aber auch fortgeschrittene Wissenschaftler fühlen sich permanent überfordert, klagen über Zeitmangel und Konzentrationsstörungen. Dies ist kein

2 Harald Weinrich, *Lethé. Kunst und Kritik des Vergessens*, München 1997, S. 265.

3 Peter Weingart, *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Medien und Wirtschaft in der Wissensgesellschaft*, Weilerswist 2001, S. 91.

Zeichen individueller Schwäche; es ist in erster Linie systembedingt und sollte deshalb fachübergreifend diskutiert werden.

Beschreibung des Phänomens

Nach Berechnungen des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels wurden in der Bundesrepublik 2003 etwa 61.500 neue Buchtitel veröffentlicht (Erstauflagen). Für die wissenschaftliche Erkenntnissuche ist natürlich nur ein kleiner Teil davon relevant, doch müssen Zeitschriftenaufsätze und fremdsprachige Literatur ja noch hinzugerechnet werden. Einerseits ist der enorme Publikationsausstoß ein Zeichen kultureller Prosperität, andererseits ist er eine echte Belastung. Ein Beispiel aus dem Arbeitsfeld der Zeitgeschichte kann dies belegen: Die „Bibliographie zum Nationalsozialismus“, zuerst 1995 veröffentlicht, erschien im Jahr 2000 als erweiterte Neuauflage. Über 9.000 Titel zur Geschichte der NS-Zeit sind im Laufe von nur fünf Jahren hinzugekommen, darunter mehr als 4.000 Monographien; der Gesamtumfang beträgt nun rund 37.000 Titel.⁴ Ein solches Nachschlagewerk ist sehr verdienstvoll, führt dem Wissenschaftler aber vor allem die Begrenztheit seiner eigenen Kräfte vor Augen – die Schere zwischen dem Informationsangebot und der individuellen Informiertheit wird immer größer. Mehr noch: Der erkenntnisfördernde Informationsfluß kann in einen erkenntnisbehindernden Informationsmog umschlagen, also gleichsam seinen Aggregatzustand verändern und eine weitgehende Orientierungslosigkeit verursachen.

Psychologen und Psychiater sprechen vom „Information Input Overload“, wenn der Organismus durch Außenreize überfordert ist.⁵ Dies läßt sich auf die Situation von Wissenschaftlern übertragen, die den Impulsen großer Informationsmengen ausgesetzt sind. Das rasche Erfassen von Texten und anderen Materialien kann zwar trainiert werden, stößt letztlich aber an physiologische Grenzen – die „Geschwindigkeit des Verstehens“ ist kaum zu steigern.⁶ Auch bei Wissenschaftlern machen sich daher Schutzmechanismen bemerkbar: Informationen werden gänzlich übergangen, falsch übermittelt oder entdifferenziert. Dies ist erklärlich und in gewissem Maße sogar notwendig, kann allerdings die wissenschaftliche Rationalität gefährden, bei der es gerade auf sachliche Richtigkeit und argumentative Differenziertheit ankommt. Problematisch ist insbesondere der bei Überlastung auftretende „Standardfehler“, daß Informationen gemäß den eigenen Vorannahmen ausgewählt oder diesen Vorannahmen angepaßt werden.⁷

4 Michael Ruck, *Bibliographie zum Nationalsozialismus*, Köln 1995 bzw. Darmstadt 2000; siehe dazu Norbert Frei, „Fortschreitende Unübersichtlichkeit“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 9.3.2001, S. 13.

5 Vgl. James G. Miller, „Information Input Overload and Psychopathology“, in: *American Journal of Psychiatry* 116 (1959/60), S. 695–704.

6 Dieter E. Zimmer, *Die Bibliothek der Zukunft. Text und Schrift in den Zeiten des Internet*, Hamburg 2000, S. 36.

7 Helmut F. Spinner, *Die Wissensordnung. Ein Leitkonzept für die dritte Grundordnung des Informationszeitalters*, Opladen 1994 (Studien zur Wissensordnung Bd. 1), S. 180.

Wo liegen die Ursachen des „Infosmog“? Eine wesentliche Rolle spielt zunächst das Größenwachstum des wissenschaftlichen Betriebs: Die Publikationen haben sich schon deshalb so rasant vermehrt, weil die Zahl der Universitäten und der dort arbeitenden Wissenschaftler im Verlauf der letzten 200 Jahre nahezu exponentiell gewachsen ist. Eine eigene Disziplin, die sogenannte „Szientometrie“, versucht diese Entwicklungen zahlenmäßig zu belegen. Gab es 1896 weltweit rund 50.000 Wissenschaftler, so waren es ein Jahrhundert später über drei Millionen.⁸

Dafür waren und sind entsprechend viele Qualifikationsarbeiten notwendig. Sie dienen dem Leistungsnachweis (was positiv ist, weil es gleichzeitig die Forschung voranbringt) oder zumindest der Profilierung (was nicht immer positiv ist). Leicht karikierend hat der Literaturwissenschaftler Dietrich Schwanitz festgestellt: „Viele Arbeiten werden nicht dazu verfaßt, um ein Publikum zu informieren oder die Erkenntnis zu fördern, sondern um Prüfungskommissionen zu beeindrucken. (...) Solche Arbeiten verstecken die Dürftigkeit ihres Erkenntnisgewinns hinter sprachlichen Nebelwänden oder pompösen Begriffsfassaden. Sie wirken auf den ersten Blick zwar harmlos, aber in Wirklichkeit sind sie von einer Gefährlichkeit, die noch gänzlich unerforscht ist: Sie stehlen dem Leser die Zeit, verwirren den Anfänger, deprimieren den Wahrheitssucher und hinterlassen in jedem Neuling bisweilen solch schwere geistige Verletzungen, daß er von nun an jedes wissenschaftliche Buch meidet.“⁹

Für die Vielzahl an Publikationen gibt es also Gründe, die mit der Expansionsdynamik und der Karrierelogik des Wissenschaftsbetriebs zusammenhängen – ein Mechanismus, den man kritisieren kann, zu dem aber keine überlegene Alternative in Sicht ist. Ein weiterer Grund ist seit einigen Jahren hinzugetreten: Die Distanz zwischen der Wissenschaft und anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen verringert sich.¹⁰ Im Kampf um Beachtung und Förderung ist nicht mehr nur die fachliche Reputation eines Forschers von Belang, sondern beispielsweise auch seine Medienprominenz. Häufiger als früher äußern sich Kulturwissenschaftler daher in essayistischen und tagesaktuellen Formaten – was im Prinzip begrüßenswert ist, die Informations- und Publikationsmenge aber wiederum erhöht. Umgekehrt machen sich außeruniversitäre Publizisten, die meist über eine akademische Qualifikation verfügen, wissenschaftsnahe Darstellungsformen zu eigen. Auch dies ist im Grundsatz begrüßenswert. Die Annäherung von Wissenschaft, Medien, Ökonomie und Politik bedeutet freilich, daß die Grenzlinie zwischen ‘wissenschaftlichen’ und ‘unwissenschaftlichen’ Publikationen zumindest in den Kulturwissenschaften nicht mehr eindeutig gezogen werden kann. Damit entfällt ein Relevanzkriterium, das früher die Kanalisierung von Informationen erleichterte.

8 Vgl. Ulrike Felt/Helga Nowotny/Klaus Taschwer, *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*, Frankfurt a.M./New York 1995, S. 44f.

9 Dietrich Schwanitz, *Bildung. Alles, was man wissen muß*, Frankfurt a.M. 1999, S. 436. Ähnlich Walter Grasskamp, „Unerhörte Monologe“ (1992), in: ders., *Kunst und Geld. Szenen einer Mischehe*, München 1998, S. 95–104, hier S. 99.

10 Vgl. ausführlich Weingart, *Die Stunde der Wahrheit?* (wie Anm. 2).

Als Zwischenfazit sei festgehalten, daß Fleiß und Selbstdisziplin nicht genügen, um die heute verfügbaren Informationsmengen auch nur annähernd zu verarbeiten, d.h. gering systematisierte 'Informationen' zu theoretisch und methodisch reflektiertem 'Wissen' aufzubereiten. Das bewußte Aufmerksamkeitsmanagement wird eine fast noch wichtigere Voraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnis. Dies hat eine fachliche und zugleich eine volkswirtschaftliche Bedeutung, wie Georg Franck in seiner Studie zur „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ hervorgehoben hat: „Der Forschungsbetrieb kann als Wissensproduktion nur dann rational organisiert sein, wenn auch die Art und Weise, wie er mit knappen Ressourcen umgeht, im Sinne des Erkenntnisfortschritts optimiert ist. Suboptimale Verwendung der forschenden Aufmerksamkeit ist Verschwendung und dem Erkenntnisfortschritt so abträglich wie Mängel in der Methode.“¹¹ Wie die Zeit ist die Aufmerksamkeit eine nicht vermehrbare Ressource. Wenn durch technische Innovationen neue Informationskanäle hinzukommen, läßt sich das Aufmerksamkeitsbudget nicht steigern, sondern nur umverteilen. Dies ist ein Problem, das aus historischer Perspektive durchaus vertraut ist, und so kann es vielleicht helfen, den Medienwandel der Frühen Neuzeit zu betrachten.

Kleiner geschichtlicher Exkurs

Der englische Kulturhistoriker Peter Burke hat die „Geburt der Wissensgesellschaft“ für den Zeitraum zwischen 1450 und 1750 beschrieben – also von Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks bis zu Diderots *Encyclopédie*.¹² Burke macht deutlich, daß der Zugewinn an Informationen und ihre beschleunigte Verbreitung vielfach mit einem Krisenbewußtsein, einem Gefühl des Orientierungsverlusts verbunden war. Schon 1550 klagte ein italienischer Bibliograph, es gebe „so viele Bücher, daß wir nicht einmal mehr die Zeit haben, die Titel zu lesen“.¹³ Das Ideal der Universalgelehrsamkeit mußte in Mitteleuropa nach und nach aufgegeben werden; an Schulen und Universitäten begannen sich fachlich abgegrenzte Disziplinen zu bilden. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts wurden Enzyklopädien von einer sachthematischen auf eine alphabetische Ordnung umgestellt. Burke wertet dies als signifikante Zäsur: Die verfügbaren Informationen wuchsen nun so rasch, daß sie nicht mehr systematisch in den etablierten Wissenskanon einzufügen waren; die mechanische Wortfolge erschien deshalb als geeignete Alternative.¹⁴

Um die Publikationsfülle in den Griff zu bekommen, entstand gegen Ende des 17. Jahrhunderts das bis heute bekannte Rezensionswesen. Auch Register und Inhaltsverzeichnisse sind vergleichsweise neue Hilfsmittel, die sich erst im

11 Georg Franck, *Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf*, München/Wien 1998, S. 42.

12 Peter Burke, *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft*, Berlin 2001. Siehe zum Folgenden auch: *Journal of the History of Ideas* 64 (2003), Heft 1: Early Modern Information Overload.

13 Zit. nach Burke, *Papier und Marktgeschrei* (wie Anm. 11), S. 125.

14 Vgl. ebd., S. 132.

Verlauf des 18. Jahrhunderts allgemein durchsetzen.¹⁵ Ganz im Gegensatz zur kontemplativen Bibellektüre erfreuten sich nun Techniken des Schnellesens einer großen Popularität.¹⁶ Der englische Gelehrte Samuel Johnson fragte Mitte des 18. Jahrhunderts einen Gesprächspartner: „Sir, lesen *Sie* denn Bücher *ganz*?“¹⁷ Die Rezeptionsgeschwindigkeit von Fachpublikationen ließ sich noch einmal deutlich erhöhen, als um 1830 die ersten Abstract-Journale aufkamen.¹⁸

Verbesserte Ordnungskriterien dienen also dazu, große Materialmengen vorzusortieren. Die Crux ist allerdings, daß man um so mehr ‘Treffer’ erhält, je leistungsfähiger die verwendeten Navigationshilfen und je umfangreicher die Gesamtinformationen sind. Wie die folgende Episode belegt, kann dies gerade für vielseitig interessierte Wissenschaftler eine Gefahr werden.

Im Jahr 1801 besucht Goethe die Göttinger Bibliothek, die seinerzeit wegen ihrer reichen Bestände und ihrer guten Organisation bekannt ist. Er gibt eine Liste von Büchern ab, die er benutzen will, und wird vom Spürsinn der Bibliothekare überrascht: „Nicht allein ward mir was ich aufgezeichnet hatte vorgelegt, sondern auch gar manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewiesen.“ Es stellt sich heraus, daß dies nicht nur Grund zur Freude, sondern auch eine handfeste Bedrohung ist. „So verbracht ich denn die Zeit so angenehm als nützlich, und mußte noch zuletzt gewahr werden, wie gefährlich es sei sich einer so großen Masse an Gelehrsamkeit zu nähern: denn indem ich, um einzelner in mein Geschäft einschlagender Dissertationen willen, ganze Bände dergleichen akademischer Schriften vor mich legte, so fand ich nebenher so viel Anlockendes, daß ich bei meiner ohnehin leicht zu erregenden Bestimmbarkeit und Vorkenntniß in vielen Fächern, hier und da hingezogen ward und meine Collectaneen [Sammelstücke] eine bunte Gestalt anzunehmen drohten.“ Wohl jeder heutige Bibliotheks-, Archiv- und Internetnutzer kann diesen Vorgang nachvollziehen. Goethe erkannte immerhin einen Ausweg, der sich auch als Merksatz für Doktoranden eignet: „Ich faßte mich jedoch bald wieder in’s Enge und wußte zur rechten Zeit einen Abschluß zu finden.“¹⁹

Das Problem, daß Informationen durch Auswahl reduziert werden müssen, ist mithin nicht neu. Die allgemeine Verbreitung des Internet hat freilich dafür gesorgt, daß wir uns heute doch in einer grundlegend anderen Situation befinden als Goethe: Eine erhebliche Menge von Informationsressourcen ist nicht mehr ortsgebunden. Ob sich der Zugang eines Nutzers in Potsdam, in München oder in Neu-Delhi befindet, ist relativ gleichgültig. Natürlich können globale Zusammenhänge die nationalen und regionalen Kontexte der Forschung nicht ersetzen; es ist nach wie vor ein Unterschied, ob man in Berlin/Brandenburg, in Bayern

15 Vgl. ebd., S. 197, S. 214.

16 Hermann Lübke, „Kulturelle und politische Folgen beschleunigter technischer Evolution“, in: Dieter Mersch/J. Christoph Nyiri (Hg.), *Computer, Kultur, Geschichte. Beiträge zur Philosophie des Informationszeitalters*, Wien 1991, S. 41–61, hier S. 42.

17 Zit. nach Burke, *Papier und Markteschrei* (wie Anm. 11), S. 209 (dortige Hervorhebungen).

18 Vgl. Weingart, *Die Stunde der Wahrheit?* (wie Anm. 2), S. 102.

19 Zit. nach Nikolaus Wegmann, *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 297f.

oder in Indien lebt und arbeitet. Doch die Transaktionskosten der Information sind rapide gesunken, womit sich auch die Frage der Auswahl anders stellt als noch vor zehn Jahren.

Strategien des Umgangs mit großen Informationsmengen

„Den meisten von uns“, schreibt Hans Magnus Enzensberger, „steht schon längst nicht mehr zu wenig, sondern zu viel Input zur Verfügung. Als einzig mögliche Gegenwehr bietet sich eine Ökologie der Vermeidung an, die schon in der Grundschule trainiert werden sollte.“²⁰ Ähnlich urteilt der Philosoph Hermann Lübbe: „Wir müßten sehr bald in den dramatisch ansteigenden Altdatenniederschlägen moderner kommunikativer Interaktion ertrinken, wenn wir diese nicht zu ständig wachsenden Anteilen ins Meer des ewigen Vergessens ableiteten.“²¹ Wie kann es Wissenschaftlern also gelingen, die Informationsflut zu begrenzen, den mit der Auswahl verbundenen „Wirklichkeitsverlust“²² aber nicht zu groß werden zu lassen? Idealtypisch seien zunächst fünf Strategien genannt, die weniger plausibel erscheinen:

- Die *Ameisenstrategie* läuft darauf hinaus, Literatur, Quellen und sonstige Materialien bis an den Rand der eigenen Kräfte zu sammeln. Oberstes Prinzip ist hier der Satz „Literaturkenntnis schützt vor Neuentdeckungen“. Doch das Vollständigkeitsstreben ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Zudem hält es häufig davon ab, Erkenntnisinteressen präzise zu formulieren und konsequent zu verfolgen. Dissertationen sind gewissermaßen die Ameisenhaufen der Wissenschaft: Alles oder fast alles, was es zu einem Thema gibt, wird aufgetürmt – Umfänge von über 1.000 Seiten sind deshalb nicht selten. Die eigentliche Erschließungsarbeit bleibt dabei leicht auf der Strecke, und Zweitnutzer müssen die vorsortierten Informationen noch selbst in handhabbares Wissen verwandeln.
- Die *Geniestrategie* markiert ein entgegengesetztes Extrem. Hier wird darauf verzichtet, sich mit der Quellen- und Forschungslage eingehend auseinanderzusetzen; man vertraut der Originalität der eigenen Argumentation. Während ein solches Vorgehen in den Naturwissenschaften wohl selten möglich ist, kann es in den Kulturwissenschaften durchaus zu wichtigen Erkenntnissen führen. Wenn sich allerdings herausstellt, daß die vermeintliche Originalität hinter längst erarbeiteterem Wissen zurückbleibt, ist es um die Reputation des betreffenden Forschers geschehen.
- Die *Kartellstrategie* ist ein Versuch, die Informationsmenge durch formelle Kriterien oder informelle Absprachen zu beschränken. Zur Kenntnis genommen werden nur wenige Zeitschriften und Verlage, die für das eigene Arbeitsgebiet als besonders renommiert gelten, oder man verläßt sich auf Hinweise ausgewählter Kollegen. Dieses Verhaltensmuster ist recht verbreitet und kann zumindest

20 Hans Magnus Enzensberger, „Das digitale Evangelium“, in: *DER SPIEGEL*, 10.1.2000, S. 92–101, hier S. 97.

21 Hermann Lübbe, „Zukunft der Erinnerung“, in: *Frankfurter Rundschau*, 30.6.2001, S. 7.

22 Zimmer, *Die Bibliothek der Zukunft* (wie Anm. 5), S. 37.

zeitweise erfolgreich sein. Es birgt indes die Gefahr der Abschottung und intellektuellen Inzucht, wenn man sich von fremden Forschungszusammenhängen und eher peripheren Impulsen nicht mehr irritieren läßt. Oft sind es gerade randständige Zeitschriften oder Diskussionskreise, in denen wissenschaftliche Neugierde und Innovation zu finden sind, während die etablierten Foren lediglich den akademischen Mainstream abbilden.

- Etwas anders gelagert ist die *Relevanzstrategie*, bei der Informationen durch inhaltliche Prämissen abgewehrt werden. Um einer „postmodernen Beliebigkeit“ (oder, neutraler ausgedrückt, einer methodischen und thematischen Vielfalt) zu entkommen, behauptet man eine „Hierarchie der Probleme“. So wird der Historiker Hans-Ulrich Wehler nicht müde zu betonen, daß die Frage nach Reproduktionsmechanismen sozialer Ungleichheit wichtiger sei als das bunte Sammelsurium der neueren Kulturgeschichte.²³ Die Schwierigkeit ist freilich, daß scheinbar objektive Relevanzkriterien nicht bzw. nicht mehr allgemein zustimmungsfähig sind, weil in den Kulturwissenschaften etliche Paradigmen nebeneinander existieren.

- Aus dieser Differenzierung der Forschungslandschaft ergibt sich die *Spezialistenstrategie*. Für sich selbst und für andere definiert man ein so eng begrenztes Terrain, daß die Informationsmenge überschaubar bleibt. Wegen des vorhin erwähnten Größenwachstums des Wissenschaftsbetriebs ist eine derartige Blickverengung nahezu unvermeidlich – in einem Artikel über Dissertationsthemen sprach die FAZ einmal von der „Schrumpfung der Forschquadrate, auf denen die Studenten ihre Rettiche und Radieschen ziehen“.²⁴ Spezialforschungen werden aber nur dann für allgemeinere Zusammenhänge anschlussfähig, wenn man von Zeit zu Zeit auch die Nachbargärten besucht.

Alle fünf Strategien bieten also pragmatische Vorteile, können die Ausgangsfrage jedoch nicht hinreichend beantworten, wie mit großen Informationsmengen umzugehen sei. Eine Ökologie der Fachinformation sollte daher auf zwei Ebenen ansetzen: bei der Produktion und bei der Rezeption.

Für die *Produktionsseite* ist eine Verringerung des Publikationsausstoßes zu fordern, der ja nicht nur die wissenschaftliche Aufnahmefähigkeit sprengt, sondern längst auch die Bibliotheksetats. Ein Gegensteuern könnte zum einen durch freiwillige Selbstkontrolle, zum anderen durch institutionelle Mechanismen geschehen. Mit Selbstkontrolle ist gemeint, daß Autoren und Herausgeber auf Veröffentlichungen verzichten sollten, von denen sie selbst wissen, daß der Erkenntniswert gering ist. Nicht jedes Symposium verdient der Nachwelt in Buchform überliefert zu werden, und für die Geburtstage von Professoren gibt es sicher auch andere Würdigungsformen als die obligatorische Festschrift.

23 Vgl. etwa Hans-Ulrich Wehler, „Ein Kursbuch der Beliebigkeit“, in: *DIE ZEIT*, 26.7.2001, S. 37f.; dort die Zitate (Rezension zu Ute Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte*, Frankfurt a.M. 2001).

24 Jürgen Kaube, „Dissertationen: Einige Studien über den Rettich“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 2.10.2001, S. 60.

Der Aufruf zur Selbstbeschränkung ist indes illusionär, solange eine möglichst hohe Publikationszahl als Beweis wissenschaftlicher Leistung gilt. Notwendig ist deshalb vor allem, daß das Anreizsystem zugunsten qualitativer Kriterien umgestellt wird. Dies klingt vielleicht weltfremd, ist aber bereits Inhalt der DFG-Empfehlungen zur „Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis“ vom Dezember 1997. Dort heißt es ganz deutlich, „daß Originalität und Qualität als Bewertungsmaßstab stets Vorrang vor Quantität haben“.²⁵ Der „Selbstentwertung durch Vielschreiberei“ wäre eine neue Intensität der inhaltlichen und sprachlichen Arbeit entgegenzusetzen.²⁶ Natürlich ist die Klage über den Qualitätsverfall seit langem ein Topos der Kulturkritik, doch ändert dies nichts an der sachlichen Berechtigung des Arguments.

Für die *Rezeptionsseite* wäre es wünschenswert, die Zugangswege zur Fachinformation weiter zu verbessern.²⁷ Hier haben die Kulturwissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften immer noch Nachholbedarf – zum Beispiel gibt es in der Geschichtswissenschaft kein wirkliches Pendant zu den zentralen Abstract-Journals der Physik, Chemie, Biologie und Medizin. Die Informationsmöglichkeiten im Internet sind bislang nur begrenzt hilfreich, da sie mitunter eine noch extremere Nischenbildung bewirken (Stichwort „virtuelle Balkanisierung“). Zudem ist die Beachtung etablierter Qualitätsstandards bei kulturwissenschaftlichen Online-Angeboten alles andere als selbstverständlich. Die Auswahl von Informationen kann deshalb nicht allein technischen Gatekeeper-Systemen überlassen werden – wie es die Persönlichkeitsprofile mancher Suchmaschinen suggerieren –, sondern erfordert weiterhin Kompetenz und Kreativität. Menschliche „Infobroker“, die zwischen Autor und Leser vermitteln, müssen angesichts der Informationsfülle einen höheren Stellenwert und eine höhere Anerkennung erhalten. Daß die meisten Verlage ihre Fachlektorate abgeschafft haben, schadet der wissenschaftlichen Kommunikation immens; alle Autoren sollten im eigenen Interesse darauf dringen, daß dies kein Dauerzustand sein kann. Auch andere Serviceleistungen wie das Zusammenstellen kommentierter Linklisten und das Schreiben problemorientierter Sammelrezensionen sollten im wissenschaftlichen Selbstverständnis stärkere Beachtung finden, da es sich hier um genuine Forschungsbeiträge handelt.

Würde man diesen Vorschlägen folgen, erhielten die Informationsvermittler zweifellos ein gewisses Machtpotential. Die Kontrolle der Kontrolleure könnte am ehesten dadurch gewährleistet werden, daß sich möglichst viele Wissenschaftler an ihr beteiligen würden. Gutachter- und Herausgeberfunktionen einer Person müßten zahlenmäßig begrenzt werden, um bestehende Kartellstrukturen aufzubrechen und neuen entgegenzuwirken. Insofern wäre das wissenschaftliche

25 Deutsche Forschungsgemeinschaft, *Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Empfehlungen der Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“*. Denkschrift, Weinheim 1998, S. 10.– Aktueller Anlaß der Empfehlungen waren die Betrügereien eines renommierten Hämatologen, der seine Publikationszahl durch erfundene und manipulierte Daten gesteigert hatte. Vgl. dazu Weingart, *Die Stunde der Wahrheit?* (wie Anm. 2), S. 294ff.

26 So auch Volker Ullrich, „Zurück zur Langsamkeit“, in: *DIE ZEIT*, 28.6.2001, S. 37.

27 Dies ist ein wesentlicher Anstoß für das Projekt „Zeitgeschichte-online“ gewesen.

Publizieren nicht isoliert zu betrachten, sondern mit der allgemeineren Diskussion um Hochschul- und Dienstrechtsreformen zu verknüpfen.

Resümee in drei Thesen

1. Die Menge wissenschaftlicher Erkenntnisse wächst nicht linear mit der Menge verfügbarer Informationen. Der „Infosmog“ kann zu einer kräftezehrenden und kostenträchtigen Erkenntnisbarriere werden. Diese These ist nicht sonderlich originell, hat bisher aber nicht die nötige Beachtung gefunden, weil ein quantitatives Wachstum an Informationen immer noch als Fortschritt gilt. Hier wäre ein ähnliches Umdenken erforderlich wie einige Jahrzehnte früher beim Energieverbrauch.

2. Aus historischer Perspektive ist belegbar, daß jeder tiefgreifende Medienwandel neue Formen des Informationstransfers hervorbringt. Nach der Erfindung des Buchdrucks waren dies etwa die alphabetische Ordnung, die Anlage von Indizes, das Rezensionswesen und der Zettelkasten. Das Internet-Zeitalter ist nun durch nahezu unbegrenzte Speicherkapazitäten gekennzeichnet, die nicht standortgebunden sind. Als neue Organisationsformen haben sich unter anderem die Hypertext-Struktur und die Volltextsuche herausgebildet. Solche technischen Hilfen sind notwendig und sinnvoll, reichen zur Kanalisierung der Informationsflut jedoch nicht aus.

3. Der einzelne Wissenschaftler und das Wissenschaftssystem insgesamt müssen eine Ökologie der Information entwickeln, um die Qualität wissenschaftlicher Erkenntnis zu sichern und nicht an der eigenen Betriebsamkeit zu ersticken. Zwar ist gerade die kulturwissenschaftliche Forschung nicht ohne Publikationen denkbar, doch sollte die Notwendigkeit jeder einzelnen Veröffentlichung stärkerem Begründungsdruck ausgesetzt werden. Die von der DFG geforderte „Ehrlichkeit gegenüber sich selbst und anderen“²⁸ gebietet es, auf Publikationen zu verzichten, die nach Ansicht kompetenter Gutachter keinen besonderen Innovationsgehalt besitzen. Fällt die Überprüfung positiv aus, sollten die Gutachter den künftigen Lesern in Abstracts, Vorworten und ähnlichen Paratexten ihre Begründungen darlegen – gleichsam als erste Rezension und als Unterscheidungsmerkmal zu nichtwissenschaftlichen Veröffentlichungen. Dies klingt etwas bürokratisch, könnte aber für alle Beteiligten eine gute Orientierungshilfe liefern. Auch bei anderen Produkten sind ja Qualitätssiegel üblich (man denke etwa an TÜV-Plaketten, den „Blauen Engel“ und ähnliche Zertifikate).

Kritik und Kommentare zu diesem Essay sowie Erfahrungsberichte zum eigenen Umgang mit „Information Overload“ sind willkommen:

E-Mail: kirsch@zeitgeschichte-online.de.

²⁸ Deutsche Forschungsgemeinschaft, *Vorschläge* (wie Anm. 24), S. 5.